India

Bunte Blätter aus der Goßnerschen Mission

Ein Besuch in Darbhanga

Berlin-Friedenau
Buchhandlung der Goßnerschen Mission

Preis 10 Pfennig

I. Die Ankunft.

Ich möchte die lieben Leser heute zu einem Besuch der großen Stadt Darbhanga auffordern. Ehe wir indessen die Reise antreten, die wohl mancher gern mitmachen möchte, da wir sie im Geiste machen und sie uns daher keinen Pfennig kostet, müssen wir uns auf der Landkarte über die Lage der Stadt orientieren. Freilich nicht auf jeder Karte von Ostindien wird sie verzeichnet sein, obgleich es sich nicht um ein kleines Dorf, sondern um eine Stadt von 76 000 Einwohnern handelt. Wer aber auch den Namen Darbhanga auf seiner Karte nicht finden sollte, kann doch unschwer seine Lage bestimmen. Er suche sich die Stadt Patna auf, die am Ganges liegt. Wenn er nun von da mit dem Finger nach Norden rückt, gelangt er endlich an die Grenze des Landes Nepal, am Südabhange des Himalaya-Gebirges gelegen. Nun, etwa in der Mitte zwischen Patna und der Grenze von Nepal liegt Darbhanga an einem Flusse namens Bagmatti, der ein Nebenfluß eines Nebenflusses vom Ganges ist, so daß in der Regenzeit die Flußschiffe bis nach Kalkutta gelangen können.

Und nun wollen wir unseren Gedankenflug beginnen. Der trägt uns viel schneller als die schnellsten Postdampfer, die von Triest nach Bombay fahren, und noch viel schneller wie die Luftschiffe und Flugmaschinen neuester Konstruktion an das Ziel unserer Fahrt, nach Darbhanga.

Benutzen wir auf der letzten Strecke die Eisenbahn, etwa von Samastipur, dem nächsten größeren Orte, an, so kündigt uns der Pfiff der Maschine nach etwa 1½ Stunden an, daß wir uns dem Bahnhofe von Darbhanga nähern. Wir werden froh sein, daß die lange Reise ein Ende hat, denn selbst die besten Reisegelegenheiten können dem Reisenden auf die Dauer nicht das Verlangen nach dem Ende seiner Fahrt rauben. Und das müssen wir hier gleich anerkennend bemerken: Es reist sich sehr nett auf der indischen

Eisenbahn. Europäer fahren gewöhnlich zweiter Klasse, denn dritter Klasse, in welcher alle Eingeborenen kutschieren, zu reisen, ist weniger angenehm. Die Eingeborenen haben so allerlei schlechte Angewohnheiten, welche dem anständigen Europäer den längeren Aufenthalt in ihrer allernächsten Nähe und dicht an sie gedrängt, wie das auf der Eisenbahn ja so manches mal geschehen muß, verbieten, der allerliebsten Tierchen garnicht zu gedenken, derer man bei uns nur mit einem gewissen Grausen gedenkt, die bei den Eingeborenen aller Stände aber zu den geliebten oder doch wenigstens unvermeidlichen Haustieren gehören. In der zweiten Wagenklasse können wir freilich auch nicht immer ganz ohne die Begleitung Eingeborener reisen, denn wer das Geld dazu hat, kann zweiter, ja erster Klasse fahren, selbst wenn seine Haut schwarz ist wie die Nacht. Doch haben wir es hier mit gebildeten Hindus und Muhammedanern zu tun, die sich europäisch kleiden und uns in englischer Sprache anreden. Die sitzen da mit übereinandergeschlagenen Beinen nach Landessitte auf den Polstern der breiten Bänke, oder sie räkeln sich auf denselben herum, als ob sie daheim auf ihren weichen Kissen lägen. Nicht selten haben sie sich eine Wasserpfeife mitgebracht und ziehen daran nach Kräften, wie die gurgelnden Laute, die sich aus dem Wasserbehälter vernehmen lassen, uns verraten, und blasen den blauen Rauch zum offenen Fenster hinaus. Also die Herren — es sind oft Gerichtspersonen, Rechtsanwälte und dergleichen — genieren sich nicht sehr. Aber in anderer Beziehung müssen wir diese Ungeniertheit auch wieder anerkennen. So reiste ich einst mit einem Muhammedaner, der, als die Sonne dem Untergehen nahe war, unbekümmert um die Mitreisenden, seinen kleinen Teppich am Boden des Wagens ausbreitete und sein Abendgebet sprach, wie es seine Religion ihm vorschreibt. Manche Christen könnten sich daran ein Beispiel nehmen, denn sind es nicht eigentlich recht viele, die sich genieren, sich als Christen vor der Welt zu zeigen? Beobachtet man andere eingeborene Reisende, so möchte man beinahe glauben, daß sie zum Geschlechte der Wiederkäuer gehören. In beschaulicher Ruhe sitzen sie da und bewegen die Kauwerkzeuge wie eine Kuh auf der Weide, wenn sie wiederkäut. Es handelt sich aber in Wirklichkeit nicht um diesen Prozeß. Was kauen denn aber diese Leute? Nun, Pan! Das ist das Blatt eines Baumes, welches von hellgrüner Farbe ist und dem Blatt unseres Fliederstrauches etwas ähnlich sieht. Dies Blatt hat einen scharfen Geschmack, der noch

dadurch verschärft wird, das man Kalk und Stückchen von der Betelnuß dazu genießt. Ich sah einst einige Jünglinge, welche ununterbrochen neuen Vorrat von diesen Blättern in den Mund steckten, so daß man versucht war, sie für pflanzenfressende Tiere zu erklären. Zu derselben Zeit sah ich einige Frauen in ihrer Begleitung, welche sich auch während dieser Fahrt von Samastipur nach Darbhanga die Zeit damit vertrieben, daß sie ununterbrochen eine Cigarette nach der anderen ansteckten und vertilgten, nachdem ihnen die Wasserpfeife ausgegangen war. Also, was Emanzipation in solchen Dingen betrifft, da kann die moderne Frau Europas noch etwas von ihrer indischen Schwester lernen.

Nun, unsere Reisebetrachtungen führen uns zu weit. Der Zug ist längst in dem Bahnhof von Darbhanga eingelaufen, und die Kulis, die Gepäckträger, stehen schon draußen und bieten sich an, unser Gepäck zu expedieren, was wir ihnen gern erlauben, da die Kosten der Expedition nicht bedeutend sind. Für 5 oder 10 Pf. bringen sie unsere Koffer und Reisetaschen an den Wagen, der draußen unter der Einfahrt des Stationsgebäudes hält. Sie rufen uns auch eine Droschke heran, wenn wir eine solche brauchen sollten; oder eine Ekka. Ich möchte freilich nicht raten, das letztere für uns selbst zu benutzen, denn ich bin wohl einmal darauf gefahren, trage aber kein Verlangen nach öfterer Wiederholung. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Ekka ein niedriger zweirädriger Karren ist, dessen Räder nicht mit Federn versehen sind, und der keinen ordentlichen Sitz hat, sondern nur eine leichte gerundete Fläche, auf der nur derjenige bequem sitzt, der die Kunst versteht, nach orientalischer Sitte die Beine übereinander zu schlagen, wenn man weiter bedenkt, daß der eingeborene Fuhrmann, der vorn auf seinem Wagen sitzt, sein kleines Pferdchen zu großer Eile antreiben wird, so daß wir, da die Ekka keine nennenswerte Rücklehne hat, Gefahr laufen, herniedergeschleudert zu werden: so werden wir wohl die freundlichen Angebote besagter Fuhrherren, uns in ihrer Equipage in die Stadt hinein rütteln zu wollen, mit Dank ablehnen. Für das Gepäck ist indessen dieses Beförderungsmittel nicht übel. Bequemer fährt es sich mit der Droschke, wenn wir dem Dinge diesen Namen beilegen dürfen. Es handelt sich um einen großen Holzkasten mit zwei Türen, der inwendig mehr oder weniger gepolsterte, mehr oder weniger reinliche Sitze enthält, auf vier kleinen Rädern läuft, und von zwei winzigen Pferdchen gezogen wird, welche der Kutscher, der

seinen Sitz hoch oben hat, mit der Peitsche auf die grausamste Weise antreibt.

Wir lohnen die Gepäckträger, oder wie sie in Indien heißen, Kulis, ab, was seine Schwierigkeit hat, da sie nie zufrieden sind, und unser Wagen setzt sich in Bewegung. Ja, wozu das alles, wird ein tüchtiger Fußgänger sagen? Das Einfachste wäre doch, wenn wir selbst unsere Handkoffer nehmen und frohgemut in die Stadt wandern würden. Das geht aber nicht, denn erstens ist das längere Gehen in der indischen Sonne zumal mit Gepäck eine gefährliche Sache. Ein Fieberchen könnte die Folge sein. Zum Anderen aber würden uns die Eingeborenen auch schön von der Seite ansehen, denn wir müssen nicht vergessen, daß der Europäer in Indien eine bevorzugte Stellung hat. Auch ein Missionar darf in solchen Dingen nicht gegen die Landessitte handeln.

Nun also, wir lassen es uns gefallen in der Droschke, die im flotten Trabe den Weg vom Bahnhofe zur Missionsstation einschlägt. Uns fällt sofort der Wasserreichtum des Ortes auf. Der Bahnhof liegt an einem großen Teiche, an dessen jenseitigem Ufer wir viele schöne Bäume sehen. Wer besonders gute Augen hat, wird auch ein hübsches Haus mit Veranda und Blumengarten entdecken. In demselben wohnt der europäische Verwalter des eingeborenen „Königs" von Darbhanga. Wir werden noch mehr von dem Letzteren hören und vielleicht auch sehen. Deshalb ist es gut, wenn wir hier gleich etwas ganz Allgemeines über seine Stellung bemerken.

Das Wort „König" sagt zuviel, und wir wollen deshalb lieber jetzt wie in der Folge das indische Wort Raja (sprich: Radscha) gebrauchen, denn, wenn ich von den lieben Lesern auch nicht verlangen will, daß sie in der Geschwindigkeit Hindustani lernen sollen, so kann es bei einer Reise in einem fremden Lande doch nicht ausbleiben, daß der Reisende auch diese oder jene Vokabel der Landessprache im Vorbeigehen lernt. Ich möchte glauben, daß das Wort Raja überhaupt nicht das erste ist, welches die Freunde gelernt haben werden. Schon ehe sie Darbhanga erreicht haben werden, wird ihnen die Bedeutung des Wortes „Backschisch" (Trinkgeld) klar geworden sein.

Also, ich sage, wir wollen den Raja von Darbhanga nicht „König" nennen, weil er einfach keiner ist, und auch niemals war. Er hat kein Reich, wohl aber unermeßliche Ländereien und daher auch viel Geld. Zur Verwaltung dieser Dinge braucht er eben

einen Verwalter, und da er offenbar Grund hat, seinen Landsleuten solch ein Amt nicht anzuvertrauen, so hat er sich einen Engländer zugelegt, dem er ein bedeutendes Gehalt zahlt. Dessen Haus sehen wir eben.

Wir verlassen den Bahnhofsteich; aber nur, um sofort an einem anderen Gewässer dahinzurollen. Da liegt der breite Wasserspiegel zu unserer Linken, hohe Fächerpalmen stehen vereinzelt am Ufer, an dem auch Rohr in Mengen wächst. Jenseits steigt das Ufer ziemlich hoch an, und dort sehen wir ein langgestrecktes rotes Gebäude aus dem Grün herausschimmern. Das ist die Station der Römer. Ein oder zwei Franziskanermönche und neuerdings auch zwei Nonnen, führen dort ein beschauliches Dasein.

Wenden wir unsere Augen nach rechts, so können wir botanische Studien machen, denn Bäume und Büsche der verschiedensten Arten säumen den Weg und bedecken das Gelände auch weiterhin. Doch nur einen Augenblick weiden sich unsere Blicke an dem schönen Grün, dann fliegen sie nach der anderen Seite, als ob jemand: „Augen links" kommandiert hätte. Ein merkwürdig klatschendes Geräusch hat nämlich unser Ohr getroffen, und wir machen uns unwillkürlich daran, die Ursache dieses Geräusches zu entdecken, was auch nicht schwer fällt. Da sehen wir einige schwarze Männer mit weißen Kleidern und dito Turban im Wasser stehen. Vor ihnen befindet sich ein glatter Stein, und das vorhin gehörte Geräusch rührt daher, daß diese Leute mit einem zusammengerollten Stück Zeug kräftig auf den Stein schlagen, so daß das Wasser herausspritzt. „Diese Leute", so wird mancher denken, „müssen ein absonderliches Interesse daran haben, ihr Zeug zu ruinieren!" Weit gefehlt, Verehrtester; dies ist die Methode, welche man in Indien anwendet, um Wäsche zu waschen, und die Leute, welche wir also in Tätigkeit sehen, sind Wäscher. Wird es dir nun klar, lieber Leser, weshalb Missionare in Indien so viel Zeug brauchen?! Am Rande des Weges grasten einige Miniatureselinnen. Sie gehören den Wäschern und müssen die Wäsche von und zum Teiche tragen.

Weiterhin begegnen uns Fischer, die auch in diesem Teiche ihr Gewerbe getrieben haben, denn derselbe ist reich an schönen Fischen. Es dauert nicht lange, so haben wir die Häuser der Stadt wieder erreicht. Eine halbzerfallene Moschee und daneben eine Anzahl kleiner Lehmhäuser bezeichnen den Anfang der Stadt. Wir biegen nach rechts um die Ecke und wollen nun eine lange

Straße hinunter. Rechts und links geht es an kleineren Gebäuden entlang, mitunter einstöckig, mitunter auch mit einem Oberstocke versehen. Kleine Gärten zeigen sich hier und dort zwischen den Häusern. Ein Teich, an dem wir vorbeikommen, läßt uns ahnen, daß die Stadt sehr reich an Wasser ist. Nachdem wir eine breite Querstraße passiert haben, welche die ganze Stadt von Süden nach Norden durchschneidet, kommen wir in das Viertel der Muhammedaner. An der eben erwähnten Straßenecke steht ein alter Mangrowenbaum an einem Brunnen, gegenüber befindet sich ein quadratisches Gebäude, dem man es gleich ansieht, daß wir es mit einem Regierungsgebäude zu tun haben. Es ist eine Polizeistation, wie solche neben der Hauptstation hier und da erbaut sind. Unter diesem Baume am Rande des Brunnens hat der Schreiber dieses, wie auch gewiß mancher Missionar vor ihm, oft gestanden und Gottes Wort den Heiden verkündigt.

Daß wir uns im Muhammedanerviertel befinden, wird uns bald klar werden, wenn wir unsere Augen umherschweifen lassen. Auf einem von hohen Bäumen beschatteten Platze zur Rechten sehen wir auf hohen Bambusstangen dreieckige Fahnen aufgezogen. Ihre Grundfarbe ist rot, der Rand grün. Diese Fahnen sind zur Zeit des Muharramfestes hier aufgestellt worden. Das genannte Fest ist eins der beliebtesten bei den Anhängern Muhammeds in Indien. Es wird zum Andenken an den Mord der beiden Söhne Alis und Enkel des Propheten, Hassan und Hussain gefeiert. Leute mit Stangen und Schwertern bewaffnet durchziehen tagelang die Straßen der Stadt, allerlei sehr geschickt ausgeführte Schwerttänze zur Aufführung bringend. Der letzte Tag des Festes wird mit besonderer Feierlichkeit begangen. Da durchziehen die Festteilnehmer in zwei Zügen von verschiedenen Seiten die Stadt. Sie führen Elefanten mit, auf denen die Träger der großen Fahnen sitzen, welche wir sehen. Auch die Schwerttänze werden im Zuge fortgesetzt, und dann kommen Leute, welche große aus buntem Papier und Bambusstangen hergestellte Grabmoscheen tragen.

Hier, wo die vom Winde zum Teil schon etwas zerfetzten Fahnen aufgestellt sind, ist der Ort, an denen sich beide Züge am Tage des Festes begegnen. Da drängt sich natürlich das Volk in der engen Straße, und ein großes Aufgebot von Polizeisoldaten, einige sogar mit geladenen Flinten bewaffnet, muß die Ordnung

Vor dem Stations-Gebäude in Darbhanga.

aufrecht erhalten. Nicht selten kommt es zu Schlägereien, ja, es soll auch schon Blut vergossen worden sein bei der Gelegenheit.

An das alles erinnern uns die Fahnen. Wir sehen jetzt, daß sie sich auf einer Art von Kirchhof befinden, denn verschiedene gemauerte oder von einer halb zerfallenen Mauer umschlossene Gräber stellen sich unserem Auge dar. Doch laßt uns nach vorne schauen! Da sehen wir in der Ferne zwei hohe alte Pinienbäume ragen. Dort befindet sich die Missionsstation, das vorläufige Ziel unserer Fahrt. Ehe wir dasselbe erreichen, kommen wir an zwei langgestreckten Häusern vorbei, welche die Straße auf beiden Seiten flankieren. Auf den Veranden dieser Häuser sind mancherlei Leute mit mancherlei Hantierung beschäftigt. Wir haben das Rasthaus der Muhammedaner vor uns. In Indien gibt es außer in ganz großen Städten keine Hotels. Wer daher nach Darbhanga kommt und dort keine Verwandten oder gute Bekannten hat, die ihn in ihre Häuser aufnehmen, muß in solch einem Rasthause Unterkommen suchen, wo ihm freilich außer einem Raume, in dem er sich aufhalten kann, nichts geboten wird. Sein Nachtlager und seine Beköstigung muß er sich selbst schaffen.

Doch, wir sind am Ziele. Einen Blick werfen wir noch nach rechts auf die große alte Moschee, deren drei weiße Kuppeln uns schon längst aufgefallen sind. Im Hofe dieser Moschee steht auch ein großer Pinienbaum. Es ist das die einzige Art von Nadelhölzern, welche wir in diesen Gegenden, wenn auch nur selten, finden. Die außerordentlich langen Nadeln dieser Bäume stehen in Büscheln zusammen und die dicken Zapfen haben oft die Größe einer Hand. Diese alte Moschee ist ein Bauwerk, welches aus der Zeit der Großmoguln erhalten geblieben ist, ebenso wie der alte aus ganz kleinen Ziegeln erbaute Brunnen, der sich auf der Missionsstation befindet, durch deren Tor wir nun fahren.

Wir kommen an einem kleineren, jetzt unbewohnten Missionshause vorbei, sowie an der niedlichen Kirche, fahren unter einem Bogen, aus Schlingpflanzen hergestellt, durch, und halten unter hohen Tamarindenbäumen vor dem großen Gebäude, in dem der Missionar wohnt, und in dem wir für die Zeit unseres Aufenthaltes in Darbhanga Quartier nehmen wollen.

Ein flüchtiger Blick auf dies Gebäude, seine herrliche lange Veranda, seine gewaltigen Zimmer und hohe Glastüren, auf den Gang, welcher Wohnhaus und Küchenhaus verbindet, auf den

parkartigen Garten vor dem Hause, lassen gewiß manchem meiner lieben Gäste den Ausruf entfahren: „Wie kommt die arme Goßnersche Mission dazu, der es beständig an Geld fehlt, ein solch' herrliches Haus zu bauen, das gewiß viel Geld gekostet hat." Nun, unsere arme Mission kann keine solche Bauten errichten. Die Sache verhält sich so: Ein englischer Regierungs-Ingenieur mietete dies Haus, als es noch ein kleines Missionshäuschen war. Da es in diesem Zustande aber seinen Ansprüchen nicht genügte, denn er hatte oft Besuch und gab gern große Gesellschaften, und da er in der glücklichen Lage war, das zu besitzen, was wir in der Regel nicht haben, nämlich Geld, so baute er das kleine Missionshaus nach seinem Geschmack aus. So ist der gegenwärtige Bau entstanden. Nun wurde dieser Ingenieur nach Kalkutta versetzt. Da konnte er sein schönes Haus natürlich nicht mitnehmen, so gerne er es auch gewiß getan hätte. Die Mission ihrerseits konnte ihm aber seine Auslagen auch nicht ersetzen und hatte wahrscheinlich auch gar kein Interesse daran. Nun, das Ende vom Liede war, daß das Haus, so wie es war, in unsere Hände übergegangen ist.

Wir steigen von dem Wagen und beziehen unser Quartier. Ermüdet von der Reise, begeben wir uns bald zur Ruhe. Wir lauschen noch eine Weile auf das Zirpen unzähliger Grillen und auf das Quaken der Frösche, das allabendliche Konzert in Indien. Dann befehlen wir uns dem Herrn und schlafen ein.

II. Ein Sonntagmorgen.

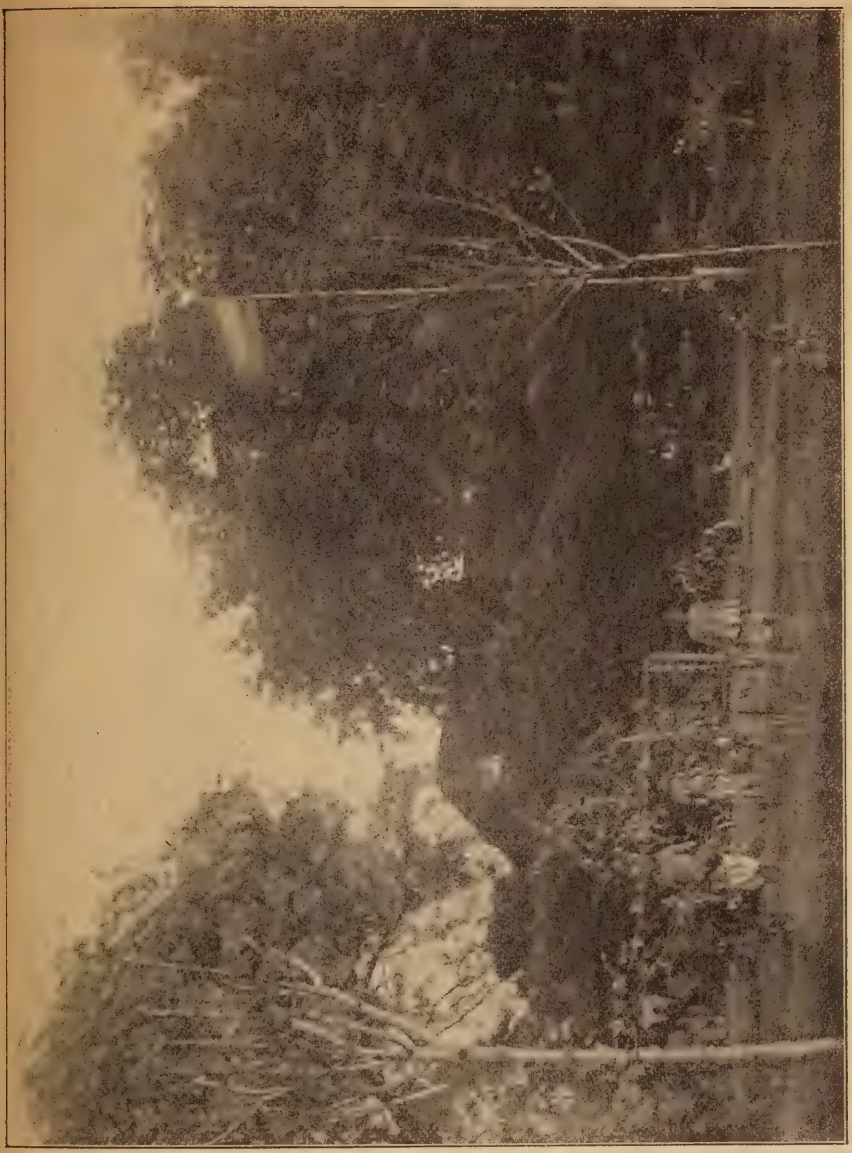
Der nächste Tag soll ein Sonntag sein, denn einen solchen möchte man doch am liebsten auf der Missionsstation erleben. Die Morgensonne wirft ihre Strahlen schon in unser Gemach. Da erheben wir uns von unserem Lager, machen Toilette und begeben uns auf die Veranda, woselbst wir uns den Morgenkaffee servieren lassen wollen. Das besorgen die schwarzen Diener, in weiße Gewänder gekleidet, einen Turban auf dem Kopfe, auf das Beste. Ja, liebe Freunde, wenn ich da einigen fragenden Blicken begegnen sollte, es geht in Indien nicht anders. Selbst die Missionarsfamilie kommt ohne die übliche Dienerschaft nicht aus, wenn der Missionar auch sehr viel weniger Bedienung braucht, wie etwa eine englische Beamtenfamilie. Uebrigens gehören die Diener nicht zu den Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens, schon hier in Europa nicht,

ganz und gar nicht aber in Indien, wo sie den Hausfrauen sehr viel Aerger bereiten.

Doch das soll uns heute am schönen Sonntagmorgen nicht kümmern. Der Morgenkaffee schmeckt auch in Indien, wenn wir auch auf die gewohnte Morgensemmel verzichten müssen. Ein Stückchen Brot tut es auch. Wir befinden uns an einer Stelle der Veranda, an der dieselbe verbreitert und ausgebaut ist. Am Spalier das diesen Platz umgibt, ranken hier und da Schlingpflanzen, die den Blick in den Garten indessen nicht hindern.

Wie schön ist es doch hier, wie wunderschön! Durch die hohen Tamarindenbäume, deren feingefiederte Blätter sich leicht im Winde bewegen, durch die mannigfachen Büsche des Gartens fällt unser Blick auf das jenseitige Ufer des Flusses, an dem die Station liegt, das Bagmatti, das gerade von der Morgensonne beleuchtet wird. Da sehen wir eine Fülle von Bäumen, vor allen Dingen große Anpflanzungen von Mangobäumen, überragt von hohen Fächerpalmen, dazwischen schimmert hier und da ein kleines Häuschen durch oder die Mauern eines kleinen Tempelchens. Wenden wir unsere Augen ein wenig nach rechts, so erblicken wir dicht vor uns jenseits des breiten Weges einen schönen Rasenplatz. Tauperlen liegen auf den Halmen. Seht ihr auch das weiße Kreuzlein im Hintergrunde? Dort haben wir ein kleines Kindlein zur Ruhe gebettet, und nun sehen wir sein kleines Grab immer vor Augen. Es macht uns diesen Platz ganz besonders zur Heimat. Weiter nach rechts sehen wir, soweit der Bogen aus üppig rotblühenden Schlingpflanzen die Aussicht nicht hemmt, die Kirche und auf der Höhe das kleine Missionshaus. Alle Gebäude auf der Station sind mit gelbbrauner Erde angestrichen, während die Umrahmungen der Türen und Fenster, sowie die Ecken der Mauern weiß gehalten sind. Das sieht ganz wunderhübsch und sauber aus auf dem saftigen Grün der Rasenflächen.

Doch was hören wir da? Gibt es denn hier in Darbhanga Kirchen? Wir vernehmen wenigstens ein Geläut, wie das einer Kirche. Ja, wir hätten wohl gerne so ein schönes Geläut im Turme unseres Kirchleins. Was wir aber hören, kommt aus einem heidnischen Tempel, der sich ganz in der Nähe der Station befindet. In demselben wohnt die Göttin Kali oder Durga. Das ist eine schlimme Göttin nach der Meinung der Hindus, vor der man sich wohl fürchten kann. Sie sieht schwarz aus, hat vier Arme, in einer



Im Garten der Missions-Station in Darbhanga.

ihrer vier Hände ein Schwert, und einen Kranz von Menschenschädeln um den Hals. Daraus geht schon hervor, daß man sie sich als eine blutdürstige Göttin denkt. Früher, als das noch nicht von der englischen Regierung verboten war, wurden ihr Menschenopfer gebracht, jetzt muß sie sich mit dem Blute von Ziegen begnügen, die ihr am Tage ihres Festes, des sogenannten Durga-Puja-Festes, in großer Zahl geopfert werden. Was bedeutet denn das Läuten in ihrem Tempel am frühen Morgen? Nun, die Göttin soll auch aufstehen, sich ankleiden lassen und ihren Morgenimbiß zu sich nehmen. Das Leben einer Göttin verläuft wie das der Menschen. Die Glocke zeigt ihr und ihren Anbetern an, was sie tut. Sind die Heiden nicht recht töricht?

Da tönt eine kräftige und schöne Baritonstimme zu uns herüber. Was ist das? Das ist der Gebetsrufer, der über dem Tore der nahen Moschee steht, denn Minarets haben unsere Moscheen nicht, und einige Koranverse absingt.

Viel schöner als das herrliche Geläut aus dem Kalitempel und herrlicher als der Bariton des Moslems klingt indessen in unseren Ohren der Ton der Gong, der kleinen Messingscheibe, welche unter dem großen Baume zwischen Wohnhaus und Kirche soeben ein Schulknabe anschlägt. Es ist die erste Kirchenglocke, welche den Christen zurufen soll, daß sie sich für den Gottesdienst fertig machen mögen.

Wir wollen, ehe der Gottesdienst beginnt, noch einen kurzen Gang über die Missionsstation unternehmen. Gehen wir die breite steinerne Treppe hinunter, welche von der hohen Veranda herabführt und wenden uns nach links, so bemerken wir neben dem Wohnhause ein großes Gebäude, welches die Stallungen enthält. Es beherbergt allerdings nur unser kleines braunes Nepal-Pferdchen und den dazugehörigen zweirädrigen Wagen. Ein weiteres langes Gebäude schließt sich rechts vom Wege beginnend und im rechten Winkel zum Missionshause stehend, den Stationsplatz ab. Dies Haus enthält auf der Hinterseite mehrere Wohnungen für Christen. Dort wohnen auch die Diener. Auf der anderen Seite ist das Knabenhaus, vor dem sich ein Hof befindet, der von einer Mauer umschlossen wird. Hier wohnen die Waisenknaben, welche von der Mission erzogen werden, sowie einige christliche Pensionäre.

Wir gehen quer durch den Garten über einen zementierten Platz, der ehemals als Tennisplatz gedient haben mag, und durch

eine Allee, deren beide Seiten mit Rosenbüschen bepflanzt sind, und kommen an den Gemüsegarten, der mehrere Fuß tiefer liegt als der Blumengarten. Dort werden verschiedene europäische Gemüse, wie Kohl, Rüben, Bohnen, Salat und dergleichen gepflanzt, neben den zum Teil auch recht wohlschmeckenden einheimischen Gemüsen. Nun können wir auch an den Rand des Flusses treten, wenigstens an den Rand seines Bettes. Da fließt tief unter uns das Wasser langsam dahin. Wir bemerken, wie das hohe Ufer überall zerklüftet ist und bewundern die herrliche Vegetation. Eingeborene, Männer, Frauen, Kinder baden und waschen sich im Flusse. Die Stelle der Seife vertritt oft genug die fette Lehmerde, welche man am Wasser findet. Manche Frau hat ein Messingefäß mitgebracht, und wenn das Bad vollendet ist, füllt sie den Krug und nimmt ihn mit für den Hausgebrauch. In der Regenzeit kommt das Wasser bis an den Rand des hohen Ufers. Mit großer Gewalt braust es dahin und überschwemmt oft das jenseitige Ufer. Dann beginnt auch die Schifffahrt wieder. Große Flußkähne sieht man täglich an der Mission vorbeipassieren.

Wir bewundern auch den Brunnen, der jetzt schon fast im Wasser steht, denn der Fluß reißt von Jahr zu Jahr mehr Land von unserem Grundstück ab. Der Brunnen ist aus merkwürdig kleinen Ziegelsteinen erbaut, aber eben deshalb so sehr fest. Sein Wasser wird sehr geschätzt, und manchmal gelangen Bitten an uns, diesen oder jenen von ihm schöpfen zu lassen.

Das kleine Missionshaus, dem wir uns jetzt nähern, indem wir die Anhöhe wieder hinaufklettern, ist ein eigentümlicher Bau. Eine hohe Treppe führt zu der Vorderveranda hinauf, die zu beiden Seiten der Treppe je einen Ausbau hat. Von hier hat man eine schöne Aussicht auf die Stadt, während man von der kleinen Hinter-Veranda aus das Leben auf dem Flusse besonders gut beobachten kann.

Doch jetzt läutet die Gong zum andern Male. Es ist Zeit, daß wir uns in die Kirche begeben. Da kommt schon ein Wagen angefahren und gleich dahinter ein zweiter. Dem ersten Wagen entsteigen zwei englische Damen, dem anderen vier Eingeborene, denen man es ansieht, daß sie zu der besseren Klasse gehören. Es sind die englischen Zenanalehrerinnen mit ihren eingeborenen Helferinnen, die uns in der Arbeit an den Heiden treu zur Seite stehen, denn wir können den Frauen der vornehmen Hindus und Muhammedaner, die nicht auf die Straße kommen dürfen, Gottes Wort nicht ver-

kündigen, da wir nicht in die Häuser hinein kommen. Da die Leute aber im allgemeinen nichts dagegen haben, daß europäische Frauen ihre Frauen besuchen, so ist leicht zu verstehen, eine wie große Hülfe uns die Zenanalehrerinnen sein können.

Ein weiterer Wagen bringt eine reiche Christenfamilie zur Kirche. Der Mann ist Ingenieur beim Könige von Darbhanga und hat ein gutes Einkommen. Einige andere Christen kommen zu Fuß. Jetzt nahen sich auch die Bewohner der Station: die Knaben und die Mädchen, sowie Lehrer und andere Angestellte.

Auch wir treten der Kirche jetzt näher. Mit ihrem kleinen viereckigen Turme und den beiden säulengetragenen Veranden zu beiden Seiten macht sie einen freundlichen Eindruck. Die deutsche Fahne, welche auf dem Turm weht, zeigt Christen und Heiden an, daß wir einen Sonntag feierlich begehen. Das Innere der Kirche ist sehr einfach. Doch fällt uns beim Eintreten gleich das bunte Glasfenster auf, welches sich über dem Altare befindet. Wir haben es da freilich nicht mit schöner Glasmalerei zu tun, sondern das Fenster ist aus kleinen bunten Scheiben zusammengesetzt. Es sieht aber wunderhübsch aus, wenn das rote, blaue und grüne Licht auf den Altar fällt. Wir haben auch eine hübsche Altar- und Kanzelbekleidung, denn eine hübsche, kleine Kanzel ist auch in der Kirche, sowie ein Taufstein. Die Bänke sind ganz gut besetzt. Wenn man bedenkt, daß die ganze Gemeinde, welche sich in Darbhanga zu unserer Kirche hält, nur 70 bis 80 Seelen beträgt, so kann man von einem sehr guten Kirchenbesuch reden. Der Gottesdienst verläuft ungefähr ebenso wie in der Heimat. Da wir weder Orgel noch Harmonium in der Kirche haben, wird kräftig gesungen.

Der Gottesdienst, der in der Hindustanisprache gehalten wurde, und von dem unsere lieben Gäste wohl nichts verstanden haben, ist beendet. Da wird noch manches Wörtlein mit diesem oder jenem Christen geredet, der zu uns kommt, um uns die Hand zu drücken. Dann verleben wir weiter den Sonntag ruhig und still und gedenken unserer Lieben daheim, denn am Sonntag Nachmittage kommt die deutsche Post.

III. Eine Fahrt in den Schloßgarten.

Die größte Sehenswürdigkeit Darbhangas ist ohne Zweifel das Schloß und der Park des Rajas. Dahin wollen wir nun fahren. Wir fahren zu dem Zwecke den Weg noch einmal hinauf, den wir

Die Waisen-Schule in Darbhanga.

kamen, biegen an der Polizeistation nach Norden um und haben nun eine lange, gerade, sehr breite Straße vor uns, die nicht sehr belebt ist, obgleich sie die schönste Straße Darbhangas ist, welche das Schloß mit dem Gerichtsgebäude und den Wohnungen der englischen Beamten, die sich ganz im Süden der langgestreckten Stadt befinden, verbindet. Es stehen freilich nur unbedeutende kleine Häuser an diesem Wege. Doch wir sollen Glück haben. Da braust ein Gefährt heran. Vorauf zwei mohammedanische Reiter mit gezogenem Degen. Sie sind in Khaki-Uniform gekleidet, wie das englische Militär, tragen einen Turban auf dem Kopfe und reiten ganz vorzügliche große Pferde. Nun folgt die Equipage. Die beiden Kutscher auf dem Bocke, sowie die beiden Lakaien, welche hinten stehen, sind in rote, goldgestickte Röcke gekleidet. Zwei Reiter beschließen den Zug. Im Wagen aber sitzt ein kleiner, untersetzter Mann mit ziemlich langen Haaren und Schnurrbart. Er trägt ein Gewand aus violettem Sammet und ein ebensolches, mit einer kleinen weißen Feder geschmücktes Barett. Sein Gesicht macht keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Es ist der Raja selbst, dem wir begegneten, der auch gerade eine Spazierfahrt unternimmt.

Ein großes rotes Gebäude zur Rechten zeigt uns, daß wir das Ziel unserer Fahrt fast erreicht haben. Es ist ein vom Raja erbautes Haus, in welchem die Musiker seiner Kapelle wohnen. Es sind etwa 20 Familien. Die Kapelle, die zum Teil aus alten Militärmusikern besteht, konzertiert an jedem Tage mit Ausnahme des Donnerstags und des Sonntags im Garten des Rajas. Jetzt hören wir aus diesem Musikerhause allerlei Uebungen auf Horn, Flöte und Klarinette. Wir dürfen hier auch drei unserer Christen begrüßen, welche der Kapelle angehören. Einer bläst das Bariton, der andere die Zugposaune, und der dritte bearbeitet die große Trommel. Sie haben als einzige Christen oft einen schweren Stand unter ihren sonst durchweg mohammedanischen Kollegen. Aber der englische Kapellmeister, ein alter Herr, dessen Familie gut mit uns befreundet ist, nimmt sich ihrer getreulich an.

Nun blicken wir in eine Straße hinein, die ganz und gar aus ähnlichen langgestreckten roten Häusern besteht, wie das Musikerhaus eins ist. Unsere Vermutung, daß auch diese Häuser dem Raja gehören, ist richtig. Es wohnen Angestellte darin, auch sind eine Reihe von Läden an Kaufleute vermietet. Ehe wir indessen in diese Straße, sie heißt „Der neue Basar", hineinfahren, müssen wir uns

nach links wenden. Da liegen auf einem mit schönen Anlagen versehenen Grundstücke zwei große Gebäude, eins dicht an der Straße, das andere weiter zurück hinter einem großen Teiche, in dessen Wasser sich seine kühnen Bogen, sowie die hohen Palmengruppen, welche sich davor befinden, spiegeln. Es ist das Hospital, welches vom Raja unterhalten wird, und in dem täglich Hunderte von Patienten unentgeltlich ärztlichen Rat und Medizin erhalten. Auch können Schwerkranke daselbst unentgeltlich verpflegt werden. Das erste Hospital ist für Männer und wird von mehreren eingeborenen Aerzten bedient. Das hintere Hospital ist das Frauenkrankenhaus, dem eine englische Aerztin vorsteht. Der englische Regierungsarzt besucht jeden Morgen diese Anstalten, leitet etwaige Operationen und ist dann auch für Kranke zu sprechen, welche seinen Rat wünschen. Ich glaube, meine lieben Leser werden sich wundern und von Herzen freuen über diese humane Einrichtung, noch mehr aber, wenn sie erfahren, daß im Süden der Stadt noch ein drittes, städtisches Hospital ist, und daß der Raja überall im Distrikte kleinere Hospitäler errichtet hat, in denen auch unentgeltlich Rat und Hilfe gespendet wird. Auch uns und den uns anvertrauten Waisenkindern haben diese Anstalten schon manchen Dienst erwiesen.

Doch nun geht es in den Park hinein. Am Anfang desselben liegt ein Haus, welches die überaus reiche Bibliothek des Rajas enthält, denn er ist ein gebildeter Mann, der in England studiert und auch eine Zeit lang im Regierungsdienste gestanden hat, ehe er das Reich von seinem Bruder erbte. Auch die heilige Schrift und englische Ausleger derselben sollen sich unter den Büchern befinden. Ich selbst habe leider keine Erlaubnis bekommen können, die Bibliothek benutzen zu dürfen.

Das Schloß ist ein großer zweistöckiger Bau mit herrlichen Veranden und einem großen Balkon über der Einfahrt. Auf dem Turme flattert die Fahne mit dem Wappen des Rajas im Winde Sie zeigt auf rotem Grunde einen weißen Fisch. Eine weiße Wellenlinie unter demselben soll offenbar Wasser bedeuten. Das Ganze soll wohl auf die Fischinkarnation Wischnus hindeuten und zeigt uns, daß der Raja ein arger Heide ist, der trotz der Bibel in seiner Bibliothek nichts vom Christentume wissen will.

Auf der Veranda stehen in Käfigen allerlei Papageien und Affen. Wir dürfen das Schloß besichtigen. Ich mache auf den großen getäfelten Saal im Obergeschosse aufmerksam, auch auf das

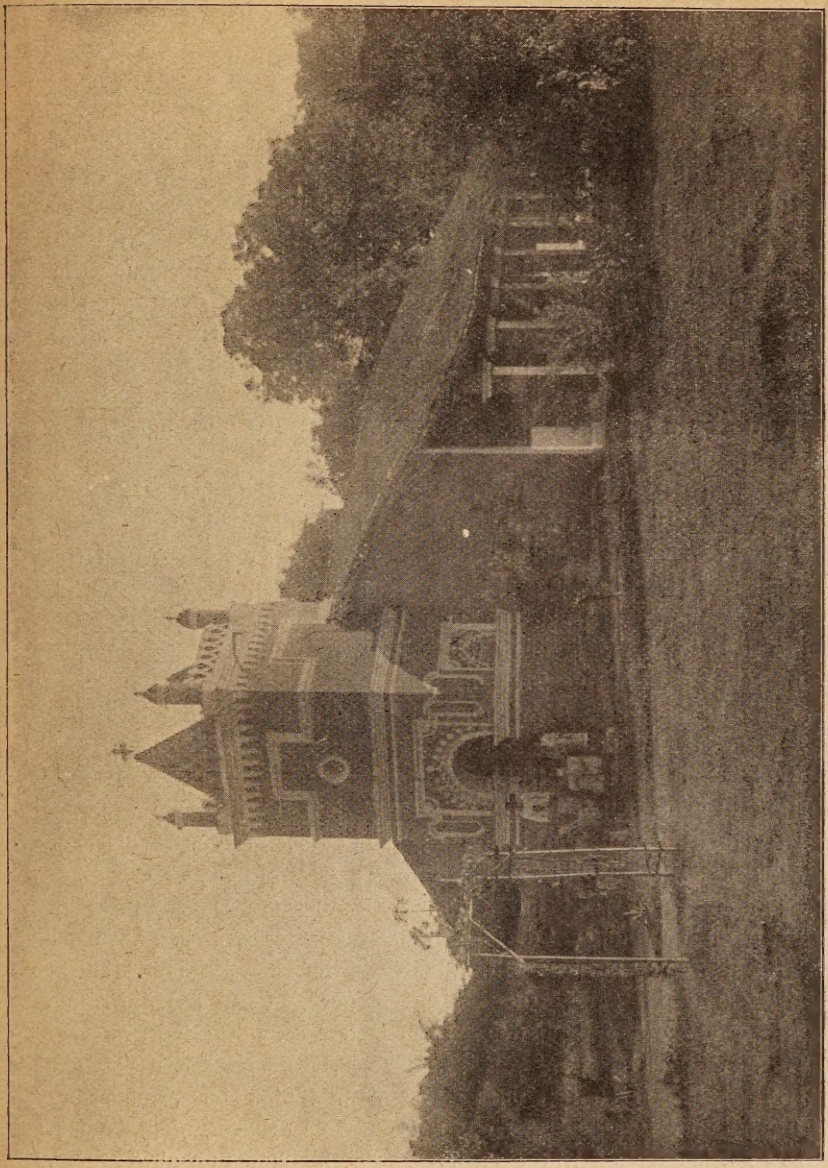
Zimmer, dessen Möbel aus Elfenbein gearbeitet sind. „Wie kommt es denn," so fragt einer der Teilnehmer der Fahrt, „daß wir das Schloß besichtigen können in einer Zeit, in welcher der Raja in Darbhanga weilt?" Nun, das Schloß steht leer. Der Raja wohnt in einem kleineren mit Schlingpflanzen dicht berankten Hause am Rande des Parkes. Es ist nämlich im großen Schlosse sein Bruder gestorben, und er ist abergläubisch, wie alle Heiden.

Wir fahren nun an einem rechteckigen Teiche vorbei. Das Schloß im Hintergrunde gewährt einen malerischen Anblick. Zu beiden Seiten des Weges sehen wir hohe Bäume, Palmen und Blumenbeete auf dem mit der Maschine kurzgehaltenen Rasen. An diesem Teiche werden zu ihrer Blütezeit die prächtigen Chrysanthemums aufgestellt, welche der Obergärtner zieht.

Wir passieren einen zweiten Teich, zu dessen Wasser eine von einem Glashause überdeckte Treppe hinabführt. Das ist die Badestube des Rajas. Weiterhin neben den Gewächshäusern, die unter anderem herrliche Orchideen bergen, erhebt sich ein großer Tempel, in welchem der Raja, der der Brahmanenkaste angehört, selbst opfert. Der Kapellmeister erzählte mir einst, daß er auch vor seinen Geldsäcken opfert, wenn seine Einkünfte von den Außenstationen kommen. Das wäre dann der richtige Mammonsdienst.

Unser Weg führt uns nun an einem Kanale entlang über eine Brücke und durch eine Allee von hohen Bäumen. Da lugen aus dem Grün verschiedene kleine Paläste heraus. Hier ist die Wohnung der Frauen des Rajas, deren er zwei hat. Groß war die Freude, als ihm vor kurzer Zeit nach langem Warten ein Söhnchen geboren wurde, noch dazu ein Glückskind nach heidnischen Begriffen, denn es hat sechs Finger an jeder Hand.

Wir wollen aber auch nicht unterlassen, uns die großen Stallungen anzusehen, die wir hinter dem Schlosse finden. In denselben stehen hundert Pferde, viele Wagen der verschiedensten Art, Ochsen, Kühe und Büffel. An einer anderen Stelle befindet sich das Elefantenhaus, in welchem von den 50 Elefanten freilich immer nur sehr wenige zu sehen sind, da diese Tiere auf die einzelnen Landgüter verteilt sind, woselbst sie allerlei Arbeiten verrichten müssen. Wir entdecken noch ein Gehege, in dem sich Hirsche aufhalten, und begeben uns dann zum Tigerhause. Fünf große bengalische Tiger werden hier gehalten, als Zeichen der Macht und des Reichtums des Rajas von Darbhanga. Und doch ist er ein armer Mann,



Kirche in Darbhanga.

denn er kennt den nicht, durch den wir erst wahrhaft reich gemacht werden, unseren Herrn und Heiland Jesus Christus.

IV. Eine Straßenpredigt.

Hörten wir, daß der Raja ein großer Heide ist, so ist es mit den Bewohnern der Stadt nicht anders. „Wie der König, so der Untertan," sagt auch ein indisches Sprichwort. Wenn wir uns die Stadt weiter ansehen, so müssen uns die vielen Tempel und Moscheen auffallen, die überall erbaut sind. Sie sind freilich meistens klein, oft nur errichtet, um einem Fakir Wohnung und Beschäftigung zu geben. Wir wollen aber auch des großen Tempels des Radha-Krischna gedenken, der sich jenseits des Bagmatti in der Nähe des Parkes befindet. Von diesem Krischna wird erzählt, daß er 16100 Gemahlinnen hatte. Die Nymphe Radha wird mit ihm zusammen verehrt.

Den Heiden Gottes Wort zu verkünden — das ist die Aufgabe, die uns gestellt ist. Das kann nun auf mannigfache Weise geschehen. Unter den Hindus ergibt sich die Straßenpredigt als der beste Weg, denn wie ich schon sagte, in die Häuser dürfen wir nicht hinein. Besuche ich aber jemandem und sitze im Gespräche mit ihm auf seiner Veranda, so sammelt sich das Volk alsbald um uns, und es wird doch wieder eine Straßenpredigt.

Um eine solche Straßenpredigt zu halten, begeben wir uns in den belebtesten Teil der Stadt. Das ist der „Große Basar", eine außerordentlich enge Straße, so eng, daß stellenweise zwei Wagen nicht aneinander vorbei können. Da diese Straße aber die Haupt-Geschäftsstraße in Darbhanga ist, so findet man immer zahlreiche Fuhrwerke darin, Ochsenwagen, Ekkas und Droschken.

Ein Laden reiht sich hier an den andern. Dabei muß man nicht an europäische Läden oder Warenhäuser denken. Vielmehr handelt es sich meistens um schmale, zweistöckige Gebäude. Unten ist der nach der Straße zu ganz offene Laden, in dem Verkäufer und Käufer auf der Erde hocken, sofern letztere es nicht vorziehen, ihre Einkäufe von der Straße aus zu machen, denn die Läden sind alle ziemlich hoch erbaut. Im Obergeschosse wohnt die Familie des Kaufmanns. Große Lagerräume braucht er meistens nicht, da sein Warenbestand nicht sehr groß ist. Hier kann man nun alles kaufen, was der Eingeborene braucht: Zeug, Ton- und Messinggefäße, Reis,

Hülsenfrüchte, Korn, Mehl, Zucker, Papier, Stricke, Obst, Gemüse, Fische, Tabak und Pan.

An einer Stelle, an der eine Nebenstraße in den „Großen Basar" einmündet, erweitert sich dieser ein wenig. Da sich an dieser Ecke auch ein erhöhter Brunnen befindet, so haben wir diesen Platz unter anderen zum Predigtplatze auserwählt. Der Brunnen dient uns zur Kanzel, auf die wir beide, mein eingeborener Katechist und ich, klettern. Ruhig ist es freilich in dieser Kirche nicht, denn der Lärm des Geschäftes tönt um uns herum, selbst in unserer unmittelbaren Nähe, wo Obst- und Gemüsehändlerinnen ihre Verkaufsstände aufgeschlagen haben. Da feilschen die Leute, schreien und schelten. Da kommen auch die Wagen vorbei. Aber das alles darf uns nicht anfechten.

Es haben sich gleich einige Hörer eingefunden, deren Zahl sich vermehrt, sobald wir beginnen, einen Abschnitt aus Gottes Wort zu verlesen oder einen hindustanischen Bhajan zu singen. Etwa hundert Leute stehen nun um uns herum. Da sehen wir den Brahmanen, den Mann aus der Priesterkaste. Sein Oberkörper ist entblößt, damit man die dünne weiße Schnur auch erkennt, die um Schulter und Brust geschlungen ist, das Zeichen seiner Würde. Neben ihm stehen einige reiche Hindujünglinge. Sie tragen bunte Jacken und goldgestickte runde Mützen auf dem Kopfe. Da sie das Gymnasium besuchen und schon ein wenig englisch reden können, halten sie sich für sehr gelehrt und hören uns mitunter mit einem spöttischen Lächeln zu. Wir bemerken auch ehrsame Mohammedaner unter unseren Hörern, kenntlich an den langen Bärten. Einige tragen die rote Türkenmütze, andere Turbane oder kleine weiße Mützen. Ihre gutmütigen Gesichter drücken lebhafte Befriedigung aus. Neben ihnen stehen einige Gruppen von Landleuten. Die kamen, um ihre Einkäufe in der Stadt zu machen. Ihre Kleidung ist sehr einfach. Mehr oder weniger reine weiße Tücher umgeben ihren Körper und sind gegen die Sonnenstrahlen um den Kopf gedreht. Ein wenig seitwärts haben sich mehrere Frauen eingefunden. Sie haben sich geschmückt, denn es ist für sie eine ebenso große Freude, in die Stadt gehen zu dürfen, wie für die Landleute in Europa. Die Hindufrau versteht es, ihr 6—7 Meter langes buntes Tuch zierlich und geschmackvoll um den Körper und über den Kopf zu schlagen. Das Letztere dient allerdings oft nur dazu, einen Defekt der Haarfrisur zu verbergen. Selbst die Frauen der Landleute tragen reichen Schmuck. Da gibt es Ohrringe, Nasenringe, Halsketten, Armbänder, Finger-, Fuß- und Zehen-

ringe aus Messing, Glas, Lack oder gar Silber gemacht. Nicht wenige Kinder drängen sich auch nach vorne, um zu hören, oder oft auch nur, um zu sehen.

Wir dürfen nun nicht erwarten, daß alle diese Leute während der ganzen Predigt stehen bleiben sollen. Das tun nur sehr wenige. Im übrigen geht es ab und zu.

Ich beginne, rede von der Sünde und der Notwendigkeit, von von ihr erlöst zu werden, und von der Unmöglichkeit, solches in den heidnischen Religionen zu erlangen. Ich zeige ihnen Jesus, den Sünderheiland. Nach mir tritt mein Katechist auf. Rufus ist sein Name, und der Herr hat ihm eine außerordentliche Begabung für die Heidenpredigt verliehen, wenn seine Bildung auch sonst große Lücken aufweist. Dieser liebe Mann legt es den Hörern noch einmal recht dringend ans Herz, daß sie sich doch bekehren möchten, damit sie nicht dermaleinst verloren gehen möchten.

Ehe wir mit dem Verkaufe von Traktaten, wie sie die Traktatgesellschaft in Allahabad in Hindi, Urdu und Englisch herausgibt, und mit der Verteilung von ganz kleinen Schriften schließen, drängen sich einige Hindus und ein Mohammedaner heran, um noch etwas zu fragen. Es ist bald zu erkennen, daß jener Brahmane nur Streit sucht, und daß die Jünglinge nur ihre eigene Weisheit leuchten lassen wollen. Der alte Mohammedaner aber spricht: „Ja, Herr, was Sie da sagten, war sehr schön, und wir Mohammedaner können das alles unterschreiben. Nur eins hätten Sie nicht sagen sollen, nämlich dies, daß Jesus Gottes Sohn sei."

Nun, das ist der springende Punkt in der Heidenpredigt und Heidenarbeit: Jesus, Gottes Sohn, unser Erlöser. Dabei soll es bleiben. Möge der Herr geben, daß dieser Name auch in Darbhanga unentwegt weiter gepredigt werde.

Unser Gedankenflug führt uns zurück in die Heimat. Ich darf wohl erwarten, daß die lieben Leser sich auch weiterhin für die Stadt Darbhanga interessieren werden, in die sie einen Blick tun durften, und daß sie uns und unsere Arbeit daselbst auf betendem Herzen tragen werden. Das walte Gott.

Druck: J. Windolff. Berlin. S W.